

1. Interpretationen

1.1 Ingeborg Bachmann *Undine geht*



Ingeborg Bachmann wird 1926 in Klagenfurt geboren. Ihr Studium der Philosophie, Germanistik und Psychologie schließt sie 1950 mit einer Dissertation über die Existenzphilosophie Martin Heideggers ab. Seit 1953 ist sie als freie Schriftstellerin tätig. 1964 wird sie mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichnet. Sie lebt vorwiegend in Rom, wo sie bei einem Zimmerbrand 1973 ums Leben kommt. 1953 bzw. 1956 erscheinen die beiden Gedichtbände *Die gestundete Zeit* und *Anrufung des Großen Bären*. 1961 veröffentlicht Ingeborg Bachmann den Erzählband *Das dreißigste Jahr*, 1971 den autobiografischen Roman *Malina*.



A. Einleitung

Ingeborg Bachmanns Erzählung *Undine geht* erschien 1961 als letzte Erzählung in der Sammlung *Das dreißigste Jahr*. Sie behandelt mit der Forderung nach absoluter Liebe, jenseits gesellschaftlicher Konventionen, eines der Hauptthemen im Werke der Autorin.

B. Interpretation

I. Inhalt und Aufbau

Mit einem Fluch als einleitende Worte der Erzählung sagt sich Undine, so scheint es, auf ewig los von der Welt der Menschen: „Ihr Menschen! Ihr Ungehuer!“ Wehmutsvoll, sehnuchtsvoll klingen ihre letzten Worte am Schluss ihres Monologs: „Komm. Nur einmal. Komm.“ Ein innerer Zwang ist es, der sie dazu treibt, die Nähe der Menschen, eines Menschen – Hans – zu suchen: „nicht aufhören kann [sie], ihn zu rufen“ (Z. 13), unbegreiflich für sie selbst ist diese Sehnsucht. Verachtung für die Männer – Zuneigung zu ihnen: Zwischen diesen beiden Polen verläuft ihr Monolog. Im ersten Teil der Erzählung setzt sie sich kritisch mit dem oberflächlichen, an gesellschaftliche Normen angepassten Lebenstil unserer Zeit auseinander (Z. 1–182), der zweite Teil hebt die positiven Seiten des Mannes hervor, sein Mitgefühl mit anderen, seine intellektuellen Fähigkeiten (Z. 183 bis Schluss).

II. Aussage

Die Gestalt der Undine, so wie sie in dieser Erzählung erscheint, geht zurück auf den mittelalterlichen Glauben an die Elementargeister, die die vier Ele-

mente bewohnen – Feuer, Wasser, Luft und Erde. Sie haust im Wasser (lat. *Unda* = Woge), hat menschliches Aussehen. Die Unsterblichkeit der Seele, und darauf ist ihr Streben im Sinne mittelalterlichen christlichen Gedankenguts gerichtet, erlangt sie erst durch die Vermählung mit einem Mann.

Bachmanns Undine erscheint im 1. Teil in ihrer Kritik an der heutigen bürgerlichen Gesellschaft als moderner Charakter, der insbesondere das Verhältnis der Geschlechter zueinander einer bitteren Analyse unterzieht, die Domestizierung der Frau durch den Mann vehement anklagt.

Das Bild der Männer, das sie zu Beginn der Erzählung entwirft, lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: Das Äußere der Männer ist abstoßend, nur Verachtung kann man für sie empfinden, wahre Monstren sind es, die den Eindruck von Sicherheit zu erwecken suchen, innerlich aber schwach und ohne jede Substanz sind: „Ihr Monstren mit den festen und unruhigen Händen“ (Z. 14).

Dem Verhältnis der Männer zu ihren Frauen und Kindern fehlt es an echter Hingabe, fehlt es an der Fähigkeit und Bereitschaft, die Einmaligkeit tiefer persönlicher Beziehungen zu erkennen und auszukosten. Das, was menschliches Leben zu etwas Einmaligem machen sollte, Beziehungen aufzubauen, Liebe zu empfangen und zu geben, erscheint hier als etwas, das nicht zur Entfaltung kommen kann, das Opfer allgemeiner Gedankenlosigkeit wird. Statt selbst ihr Leben zu gestalten, führen die Männer ein fremdbestimmtes Leben in eingefahrenen Geleisen: „Fahren ihren Frauen, ihren Kindern treulich übers Haar, schlagen die Zeitung auf, sehen die Rechnungen durch oder drehen das Radio laut auf“ (Z. 50 f.). Sie konsumieren, was ihnen die Medienwelt anbietet, gedankliche Eigenständigkeit in einem selbst geschaffenen geistigen Umfeld fehlt in ihrem Leben.

In dieser von Männern bestimmten Welt spielen die Frauen eine untergeordnete Rolle, in Abhängigkeit lebend, auf das Wohlwollen ihrer Männer angewiesen. Da ist zum einen ihre prekäre finanzielle Lage – das ihnen gewährte Wirtschaftsgeld, Einladungen für eine Sommerreise, all das macht sie gefügig. Welches Leben sie zu führen haben, in welche Rolle sie sich zu fügen haben, das liegt in der alleinigen Entscheidungsgewalt des Mannes, hängt von seinen jeweiligen sexuellen Bedürfnissen ab: Sie werden „Geliebte [...], Eintagsfrauen, Wochenendfrauen, Lebenslangfrauen“ (Z. 65 f.), haben die Stellung moderner Sklavinnen.

Dieses in der Gesellschaft akzeptierte Machtgehave der Männer ist nicht Ausfluss wahrer Stärke; auch sie leben in gesellschaftlichen Zwängen, sind abhängig von der Erwartungshaltung der anderen, gehen eben deshalb die Verbindung mit einer Frau ein, damit alles in geordneten Bahnen verläuft, „damit die Welt rund ist“ (Z. 64). Gegen ihren Willen unterwerfen sie sich Zwängen, lassen sich zu den Männern der Frauen machen. Das Zusammenleben von Mann und Frau bedeutet für beide ein Leben in erstickender Enge – nach außen, gegenüber den anderen, gibt man vor, ein erfülltes Leben zu

führen, heuchelt Harmonie: „Rechtbehalten gegen draußen“ (Z. 70), nicht ins Gerede kommen – das eigene Leben wird an der Erwartung der Gesellschaft ausgerichtet: „Ihr kauft und lasst euch kaufen“ (Z. 73). „Ihr kauft“ – das bedeutet nicht nur, dass man sich entsprechend den Konsumerwartungen der Gesellschaft verhält, das bedeutet auch, dass man sich die Zuneigung, die Anerkennung seiner Mitmenschen erkaufte. Die Lebensentwürfe der Menschen beinhalten einen Gedanken: Erfolg haben, gesellschaftlich akzeptiert werden: „da arbeitet ihr beide, jeder wird klüger an einer anderen Fakultät, jeder kommt voran in einer anderen Fabrik, da strengt ihr euch an, legt das Geld zusammen und spannt euch vor die Zukunft“ (Z. 75 ff.). Im Leben dieser Menschen ist kein Raum für Spontaneität, für Entscheidungen, die um ihrer selbst willen getroffen werden. Die Entscheidung für Kinder geschieht in der Absicht, die eigene Existenz in die Zukunft hinein verlängert zu sehen. In diesem Kontext haben die Frauen ihre Aufgabe zu erfüllen: „Ja, dazu nehmt ihr euch die Frauen auch, damit ihr die Zukunft erhärtet, damit sie Kinder kriegen“ (Z. 77 ff.). Der eventuelle Verzicht auf Kinder geschieht aus reiner Bequemlichkeit, sichert das ungestörte Fortleben in der Mediokrität der eigenen Existenz. Dass Kinder für das eigene Dasein auch deshalb Erfüllung bedeuten, weil sie sich in ihrem Handeln eben nicht normenkonform verhalten, weil sie uns täglich dazu zwingen, unser Verhalten infrage zu stellen, dieser Gedanke erscheint nicht in den Überlegungen der Menschen.

Das, was das spezifisch Menschliche ausmacht, nämlich die Sprache, die mit ihrer Fülle von Möglichkeiten die Fülle menschlicher Existenz einfangen sollte, ist verkümmert, verkümmert wie das menschliche Dasein selbst. Im privaten Bereich werden zwischen Mann und Frau Belanglosigkeiten ausgetauscht, „Redensarten“ (Z. 63), nichts Einmaliges, wirklich Persönliches, die Gefühle Ansprechendes. Kritische Worte findet Undine für die „öffentliche Rede, die politische Rede“, ihr Wesen, ihre Zielsetzung: „Denn ich habe die feine Politik verstanden, eure Ideen, eure Gesinnungen, Meinungen, die habe ich sehr wohl verstanden und noch etwas mehr. [...] Ich habe die Konferenzen so vollkommen verstanden, eure Drohungen, Beweisführungen, Verschanzungen, dass sie nicht mehr zu verstehen waren.“ (Z. 111 ff.) Ziel der Politiker, der meinungsbildenden Kräfte, der Medien, ist nicht die Information, die Aufklärung, ist es nicht, dem Einzelnen Hilfe bei der Entscheidungsfindung zu geben – die wahre Zielsetzung ist die Verschleierung der Wahrheit, das Spiel mit Worten in ihrer Doppeldeutigkeit. Mittels der Sprache wird ein Herrschaftswissen aufgebaut – das ist in diesem Kontext der Sinn des Wortes „Verschanzungen“ –, zu dem kein Außenstehender Zugang hat: Eben dadurch wird der eigene Herrschaftsanspruch abgesichert.

Die Männer wissen um die Sinnentleerung ihrer Existenz, wissen, dass ihre vorstrukturierte, von außen gesteuerte Lebensführung nicht das wahre Leben ist: „Nie wart ihr mit euch einverstanden. Nie mit euren Häusern, all dem Festgelegten. [...] Gern habt ihr gespielt mit dem Gedanken an Fiasko, an

Flucht, an Schande, an die Einsamkeit, die euch erlöst hätten von allem Beste-henden. Zu gern habt ihr in Gedanken damit gespielt.“ (Z. 91 ff.)

In den Männern ist eine ständige Sehnsucht nach Undine – das Element, in dem sie lebt, das Wasser, ist der Ursprung des Lebens, symbolisiert Ungebundenheit, verspricht Leben in seiner ganzen Fülle. Beides bestimmt das Denken und Verhalten der Männer: das Sichverzehren nach diesem gänzlich anderen und die Furcht davor, die Furcht, den Schritt zu tun, der sie zum Außenseiter in der ihnen vertrauten, wenn auch als unbefriedigend empfundenen Welt macht: „Mein Gelächter hat lang die Wasser bewegt, ein gurgelndes Gelächter, das ihr manchmal nachgeahmt habt mit Schrecken in der Nacht.“ (Z. 84 ff.) Den Mut, Undines Aufforderung zu folgen: „Denk! Sei! Sprich es aus!“ (Z. 105), diesen Mut haben sie nie gehabt.

Im inhaltlichen Zentrum dieser in fünfzehn Abschnitte unterteilten Erzählung findet sich im 8. Abschnitt Undines Hinweis auf die Zeitlichkeit des Daseins; es ist gerade diese Zeitlichkeit, die sinnvolles Handeln erzwingt:

„Denn das war eure wirkliche große verborgene Idee von der Welt, und ich habe eure große Idee hervorgezaubert aus euch, eure unpraktische Idee, in der Zeit und Tod erschienen und flammt, alles niederbrannten, die Ordnung, von Verbrechen bemäntelt, die Nacht, zum Schlaf missbraucht. Eure Frauen, krank von eurer Gegenwart, eure Kinder, von euch zur Zukunft verdammt, die haben euch nicht den Tod gelehrt, sondern nur beigebracht kleinweise. Aber ich habe euch mit einem Blick gelehrt, wenn alles vollkommen, hell und rasend war – ich habe euch gesagt: Es ist der Tod darin. Und: Es ist die Zeit daran. Und zugleich: Geh Tod! Und: Steh still, Zeit! Das habe ich euch gesagt. Und du hast geredet, mein Geliebter, [...] vollkommen wahr und gerettet“ (Z. 115 ff.).

Zwar weiß der Mann-Mensch um die seinem Leben gesetzte Grenze – „denn das war eure wirkliche große verborgene Idee von der Welt“ –, aber er hat den Gedanken an den Tod verdrängt und will nicht akzeptieren, dass das Dasein, wie es Heidegger in *Sein und Zeit* formuliert, ein „Sein zum Tode“ ist. Erst das Bekenntnis des Einzelnen zu dieser Unausweichlichkeit ermöglicht die Sinnstiftung für das eigene Dasein, hebt es heraus aus der Unverbindlichkeit, Oberflächlichkeit, Fremdbestimmtheit. Das Wissen um den Tod setzt das in mir ruhende Potenzial frei, zwingt mich zu einem eigenen Entwurf für mein Leben.

Die allgemeinen Ausführungen zum Dasein des Mannes, gerichtet an die Adresse aller Männer – dafür steht der Allerweltsname „Hans“ – mündet in einen sehr persönlich gehaltenen Abschnitt in Undines Erinnerungen, hinter dem sich Autobiografisches verbirgt: „Dann einen, der war ganz anders als alle anderen, und er hieß Hans, ich liebte ihn.“ (Z. 131 f.) Diesen Mann trifft sie „in der Lichtung“, er bringt Helligkeit in ihr Leben. Genaue Ortsangaben weisen darauf hin, dass es sich bei ihm um Paul Celan handelt: Sie traf ihn in Wien – im „Riesenrad“ (Z. 134) des Praters, sie traf ihn in Paris „unter Plata-

nen auf den großen Boulevards, er trank mit mir Pernod“ (Z. 134 f.), und hier nahmen sie auch Abschied voneinander, „auf [dem] Nordbahnhof“ (Z. 135). Es ist die Einmaligkeit jeder großen Liebe, die Tod und Zeitlichkeit ihre beunruhigende Dimension nehmen: „Für das Ende, das kein Ende findet. Es war nie zu Ende.“ (Z. 137) Es ist die unbedingte Liebe, das absolute Sichanvertrauen, die Tod und Zeitlichkeit ihren Schrecken nehmen.

Undine lockt mit ihrem Liebesrufen die Männer aus ihrer alltäglichen Welt heraus, verheißt ihnen die Kenntnis des wahren Lebens. Diesem Rufen zu folgen, bedeutet Aufgabe des durch Anpassung und Selbstverleugnung charakterisierten Daseins; es bedeutet, den Schritt zu tun, der in seiner Endgültigkeit unwiderruflich ist – aus der Welt Undines gibt es kein Zurück: „Beinahe mörderisch wahr. Übers Wasser gebeugt, beinah aufgegeben. [...] Keine Lichtung wird sein. Du anders als die anderen.“ (Z. 229–232)

Das Ideal dieser unabdingbaren Liebe hat der Mann, der trotz seiner Sehnsucht danach nie den Mut gefunden hat, seine festgefügte, geordnete Welt zu verlassen, verraten. Bitternis spricht aus den Worten Undines, Bitternis auch darüber, dass der Mann sein Versagen nie wirklich eingestanden hat, dass er nach Ausflüchten suchte, das Zurückschrecken vor der endgültigen Entscheidung der Frau anlastete, nicht den Mut fand, sich zu bekennen: „Vor euren großen, großen Instanzen wart ihr so tapfer, mich zu bereuen und all das zu befestigen, was in euch unsicher geworden war. Ihr wart in Sicherheit. Ihr habt die Altäre rasch aufgerichtet und mich zum Opfer gebracht.“ (Z. 162–165)

Undines Monolog beinhaltet nicht nur Anklage der Männerwelt – er ist auch das Eingeständnis, zur Liebe verurteilt zu sein: „Komm. Nur einmal. Komm.“ (Z. 239 f.) Über weite Strecken lesen sich ihre Worte als eine einzige Absage an eine von Männern beherrschte, durch Unaufrichtigkeit charakterisierte Welt, eine Welt, in der die Rolle der Frau darin besteht, dem Manne gefügig zu sein. Und doch ist Ingeborg Bachmanns Erzählung nicht zu lesen als Ausfluss eines ungezügelten Männerhasses. Trotz des Vorwurfs, nicht den Mut zu haben, etwas als richtig Erkanntes in die Tat umzusetzen, erscheint der Adressat ihrer Worte auch befähigt, sein Verhalten zu überdenken und zu ändern. Der Mann, oft angepasst, oft inkonsequent in seinem Handeln, besitzt, ungeachtet aller Widrigkeiten, oft den Mut, seinen Standpunkt zu verteidigen, ohne eben ständig zu bedenken, was ihm zum Vorteil, was ihm zum Nachteil gereichen könnte: „Wenn ihr das Unheil von dem Streit kommen saht, strittet ihr dennoch weiter und beharrtet auf eurem Wort, obwohl euch kein Gewinn davon wurde.“ (Z. 189 f.) Der Mann, trotz aller Tendenz, seinen Standpunkt durchzusetzen, ist auch ein gefühlsbetontes Wesen, bereit, zuzuhören, bereit, anderen seine Zeit zu opfern, auf sie zuzugehen, ihnen das Gefühl zu geben, für sie da zu sein, nicht davor zurückscheuend, sich zu seinen Gefühlen zu bekennen, (Z. 195 ff.).

In einem ganz entscheidenden Punkt modifiziert Undine im 2. Teil der Erzählung ihre Aussagen hinsichtlich der Welt der Männer und ihres Verhaltens – es geht um die Rolle der Sprache. Sprache wird von den Männern nicht nur benutzt, um Sachverhalte zu verschleiern und um echte Kommunikation unmöglich zu machen – Sprache dient auch dem Sichtbarmachen echter, tiefer Gefühle, sie ist das Medium, um schöpferische Kräfte freizusetzen, zu gestalten, Einblick in tiefere Zusammenhänge zu gewähren, Einsicht in tiefere Wahrheiten zu ermöglichen. Mittels der Sprache befreit sich der Mensch aus der alltäglichen Verfallenheit an die Dinge – durch die Kraft des Wortes gelingt es, eine als unzulänglich erkannte Wirklichkeit zu verändern:

„Nie war so viel Zauber über den Gegenständen, wie wenn du geredet hast, und nie waren Worte so überlegen. [...] Alles hast du mit den Wörtern und Sätzen gemacht, hast dich verständigt mit ihnen oder hast sie gewandelt, hast etwas neu benannt; und die Gegenstände, die weder die geraden noch die ungeraden Worte verstehen, bewegten sich bei nahe davon.“ (Z. 221–226)

Der Mann birgt Negatives und Positives in sich – Undines Monolog ist zu verstehen als ein Appell, die uns gegebenen schöpferischen Kräfte nicht verkümmern zu lassen, sich ihrer ständig zu erinnern. Sie rüttelt uns auf, will uns zur Wahrheit ermutigen. Ingeborg Bachmann ist sich darüber im Klaren, dass es den Austritt aus der Gesellschaft, den radikalen Bruch mit ihr nicht geben kann. Aber Undine richtet unseren Blick auf das Vollkommene, zeigt uns die Richtung, ermahnt uns, von den in uns wohnenden schöpferischen Kräften Gebrauch zu machen.

III. Sprache und Form

In Anlehnung an die Analyse der sprachlichen Kommunikation im Drama könnte man bei der vorliegenden Erzählung von einem dialogisierten Monolog sprechen. Undine wendet sich an eine entindividualisierte Person – der sehr geläufige Name „Hans“ weist darauf hin, dass er einer von vielen ist, ein typischer Vertreter der Männerwelt, und, im weiteren Sinne, des Menschengeschlechts. Undine, in ihrer Einmaligkeit das genaue Gegenteil, spricht ihn bzw. die Allgemeinheit der Menschen – „ihr“ – an, ohne dass ihre Äußerungen als Antworten, Stellungnahmen zu vorher Gesagtem aufzufassen sind. Die Anrede in Zeile 1: „Ihr Menschen! Ihr Ungeheuer!“ erfährt in der zweiten Zeile eine nur scheinbare Individualisierung: „Ihr Ungeheuer mit Namen Hans!“ – der durch seinen Namen aus der Menge Herausgehobene geht in der Masse auf. Das durch die Anrede geschaffene Gegenüber gibt keine Antworten.

In anderen Passagen spricht Undine in der zweiten Person Singular, spricht einen Mann direkt an, einen, zu dem sie ein besonders inniges Verhältnis gehabt hat: „Und du hast geredet, mein Geliebter, mit einer verlangsamten Stimme, vollkommen wahr und gerettet, von allem dazwischen frei [...]“

(Z. 124 f.). Wenig später verwendet sie das ein Gefühl der Gemeinsamkeit, der Harmonie vermittelnde Personalpronomen „wir“ – in diesem Abschnitt begegnen wir der Autorin, beinhaltet ihre Aussage ein Selbstbekenntnis. Der Augenblick der erfüllten Liebe, der Bereitschaft des Mannes, sein bisheriges, durch Anpassung gekennzeichnetes Leben aufzugeben, auszubrechen, alle Begrenzungen zu sprengen, äußert sich in einer ausdrucksstarken, die lebenspendende Kraft des Wassers betonenden Metaphorik: „Dann sind alle Wasser über die Ufer getreten, die Flüsse haben sich erhoben, [...] und das Meer war ein machtvoller Seufzer, es schlug, schlug und rannte und rollte gegen die Erde an, dass seine Lefzen trieften von weißem Schaum.“ (Z. 153–157)

Ungebändigt ist das Meer: Die Wiederholung des seine Gewalt bezeichnenden Verbs „es schlug, schlug“, die Alliteration in den Verben „rannte und rollte“, die „[triefenden] Lefzen“ – das Meer ist die Welt Undines, zu der sich der Mann letztendlich doch nicht bekennt, es ist die Welt „des weißen Wales“ (Z. 166), von der er nur zu träumen wagt.

Der erschütterte Ausruf Undines „Was habt ihr getan!“ (Z. 180) ist an das Menschengeschlecht gerichtet. Er bezieht sich auf das Unvorstellbare, bezieht sich auf die ungeheuren Verbrechen, die von Menschen an ihresgleichen verübt worden sind: Aus einem „helle[n] Ort“ ist ein „Schandort“ (Z. 179) geworden, mit Weimar z. B., dem Mittelpunkt größter geistiger Entfaltung, verbunden sich nunmehr Buchenwald, Ort tiefster menschlicher Erniedrigung. Aus Achtung vor dem Leben hat Undine eine „Handvoll Wasser [...] über die Orte gesprengt“ (Z. 181). Das Gefühl, ein erfülltes Leben führen zu können, wird es für die schuldig gewordene Menschheit nie wieder geben können: „Die Welt ist schon finster. [...] Keine Lichtung wird sein.“ (Z. 230 f.) Die Eingangszeile der Erzählung „Ihr Menschen! Ihr Ungeheuer!“ verweist in erster Linie auf diese unauslöschliche Schuld der Menschheit.

C. Schluss

Ingeborg Bachmann hat sich in einem Interview zu der Gestalt der Undine wie folgt geäußert:

„Sie ist meinetwegen ein Selbstbekenntnis. Nur glaube ich, dass es darüber schon genug Missverständnisse gibt. Denn der Leser und auch der Hörer identifizieren ja sofort – die Erzählung ist ja in der Ich-Form geschrieben – dieses Ich mit dem Autor. Das ist keineswegs so. Die Undine ist keine Frau, auch kein Lebewesen, sondern, um es mit Büchner zu sagen, ‚die Kunst, ach die Kunst‘.“ (Ingeborg Bachmann: *Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews*. Hrsg. von Christine Koschel und Inge von Weidenbaum. München/Zürich: Piper, 1983, S. 46)

Undine ist also kein Wesen aus Fleisch und Blut, sie ist eine allegorische Gestalt, „die Kunst“, die Dichtung.

Ihre Aufgabe wird es auch in Zukunft sein, den Menschen auf die Verpflichtung der Auseinandersetzung mit seinem eigenen Leben und seiner Geschichte hinzuweisen. Der vom übrigen Text abweichende Zeilenumbruch der letzten sechs Zeilen betont in diesem Zusammenhang die besondere Rolle der Lyrik.